

# HERDER-KORRESPONDENZ

Erstes Heft — 18. Jahrgang — Oktober 1963

Seid gewiß, meine Brüder, soviel einer die Kirche liebt, soviel hat er vom Heiligen Geiste.

Papst Johannes XXIII. am 20. Mai 1963

Die Beschlüsse des Konzils mögen von Priestern und Laien bereitwillig angenommen und durchgeführt werden.

Allgemeine Gebetsmeinung für November 1963

Gebetsmeinungen seines Vorgängers bestätigt hat, ist es nicht ausgeschlossen, daß trotz der Verschiebung der Zweiten Session des Konzils um drei Wochen im November schon einige Beschlüsse ergangen sein werden. Sollte es aber Dezember werden, so behält die Gebetsmeinung dennoch ihren vollen Sinn. Es ist nun an der Zeit, daß wir uns ernstlich bereitmachen, die Entscheidungen eines Ökumenischen Konzils anzunehmen und durchzuführen. Dieser Vorgang ist außerhalb unserer Erfahrung, er bedarf also eines gewissen Nachdenkens und einiger Voraussicht.

Zunächst sind zwei Fragen auszuklammern, die vom Inhalt der Gebetsmeinung zwar nicht völlig abgelöst werden können, die aber von ihr bewußt nicht angesprochen sind. Damit diese Fragen nicht im Wege stehen und unsere Vorbereitung auf die Beschlüsse des Konzils stören, seien sie kurz bedacht. Es hätte früher nahegelegen, zuerst dafür zu beten, daß alle Bischöfe die Beschlüsse des Konzils bereitwillig annehmen und durchführen. Nach dem Tridentinum und nach dem Ersten Vatikanum war das bekanntlich eine schwere Sorge für die Kirche. Wenn der Heilige Vater nicht eigens für dieses Anliegen beten läßt, so ist er offenbar der Meinung, daß es unter den heutigen Verhältnissen der Kirche nicht nötig ist. Da die Bischöfe dieses Konzils wie kein anderes selber frei mitgestalten und mittragen und da es, unbeschadet der Prärogativen des Primats, ein wahrhaft bischöfliches Konzil ist und zu bleiben verspricht, werden die Bischöfe auch dafür sorgen, daß ihre Entscheidungen von allen durchgeführt werden.

Die andere Frage ist sozusagen eine Routineangelegenheit, aber gerade deshalb kann sie hemmend wirken. Weder die Priester noch die Laien, die hier auffallenderweise in einem Atem genannt werden, stehen unmittelbar zum Konzil. Das heißt, sie können praktisch seine Beschlüsse weder annehmen noch durchführen, solange der jeweilige Bischof sie nicht für seine Diözese verkündet hat. Da dies erfahrungsgemäß seine Zeit braucht, scheint die Sache nicht so aktuell zu sein. Nun, das weiß auch der Papst. Aber bei der heutigen Publizität werden wir den Inhalt

1. Diese Gebetsmeinung wurde vor über einem Jahre von dem verstorbenen Papst Johannes XXIII. aufgegeben in der Erwartung, daß das Zweite Vatikanische Konzil bis zum November dieses Jahres seine ersten Dekrete erlassen haben würde. Da Papst Paul VI. diese wie alle übrigen

von Konzilsentscheidungen binnen wenigen Tagen recht genau erfahren, und das genügt, daß wir uns bereitmachen für ihre alsbaldige Annahme und Durchführung. Die Frist dafür wird kurz genug sein.

2. An der Gebetsmeinung, die ja eigentlich eine Selbstverständlichkeit beinhaltet, fällt zweierlei auf. Das eine ist sozusagen zwischen den Zeilen zu lesen. Wir sind zwar lange genug durch die Stimme des Papstes wie der Bischöfe darauf vorbereitet, daß das Konzil eine Erneuerung der Kirche gemäß den Anforderungen dieser Zeit bringen soll. Obwohl es dem Vernehmen nach keine Glaubensschwierigkeiten durch neue Dogmen bereiten wird, so wird es doch einige Zumutungen an unseren kirchlichen Sinn stellen, jedenfalls an solche Priester und Laien, die meinen, in der Kirche sollte am besten alles beim alten bleiben. Bekanntlich fällt es besonders älteren Menschen schwer — sie bilden die Mehrheit des tätigen Kirchenvolkes —, sich von lieben Gewohnheiten zu trennen. Gerade dies aber wird von uns gefordert werden, zumal auf dem Gebiet des liturgischen Gottesdienstes. Man weiß, wie schwer es vielen Gläubigen geworden ist, die Gewohnheit abzulegen, während der heiligen Messe den Rosenkranz zu beten, statt mit Hilfe einer deutschen Ausgabe des Meßbuches der wechselnden Liturgie zu folgen und das heilige Opfer gemäß den Weisungen der Kirche, etwa nach dem Rundschreiben *Mediator Dei* von Papst Pius XII., mitzuvollziehen. Es gibt heute noch katholische Länder, die das überwiegend nicht tun. Wieviel gerade dem regierenden Papst Paul VI. daran liegen dürfte, daß endlich überall die ganze Gemeinde die Liturgie der Kirche mitbetet, zeigt der Fastenhirtenbrief,

Die Herder-Korrespondenz wird ab Januar 1964 auch in einer englischsprachigen Ausgabe veröffentlicht:

Herder Correspondence  
A Monthly Review for the Christian World

Die englische Ausgabe wird monatlich 32 Seiten umfassen, der Preis für ein Jahresabonnement beträgt 30s. bzw. \$ 6.

Ein Probeheft ist soeben erschienen und steht allen interessierten Beziehern und ihren ausländischen Freunden zur Verfügung; eine Anforderungskarte liegt diesem Heft bei.

den er als Kardinal Montini, Erzbischof von Mailand, im Jahre 1958 nach den nicht eben erfreulichen Ergebnissen der von ihm veranstalteten großen Mission veröffentlicht hat (vgl. jetzt in deutscher Übersetzung: Giovanni Battista Montini — Papst Paul VI., „Erziehung zur Liturgie“. Verlag Aschendorff, Münster 1963, 57 S.). Übrigens zeigt der Schlußteil dieses Fastenhirtenbriefes als sein eigentliches Thema, daß die Liturgie als wichtiges Hilfsmittel angesehen wird, den Menschen vor der Gefährdung durch den technischen Geist zu bewahren.

Die Liturgie der Kirche ist aber nur ein Punkt des schwebenden Reformprogramms. Einen anderen hat Papst Paul VI. unlängst in einer Ansprache an die bischöflichen Beauftragten für die Katholische Aktion Italiens berührt (vgl. Herder-Korrespondenz 17. Jhg., S. 558). Er forderte da „eine vertiefte theologische Besinnung über den Laien“ — eines der Generalthemen des Konzils! — und kündigte an, daß das Konzil wahrscheinlich alle neuen Gesichtspunkte über die Katholische Aktion zusammenfassen werde. Er riet ausdrücklich, den Laien das notwendige Maß an Selbständigkeit einzuräumen. Sie müßten die Katholische Aktion „als ihr eigenes Werk betrachten können, das nicht nur für sie bestimmt ist, sondern auch von ihnen geformt und getragen wird“. Es fiel hier wohl zum erstenmal aus dem Munde eines Papstes, der als Oberhirte einer großen Diözese seine Erfahrungen gesammelt hat, das Wort vom „bewußten und mündigen Christen“, dazu mit einem Hinweis auf ein Wort des Apostels Paulus, seines Namenspatrons, aus dem Philipperbrief (4, 1 f.), wo er einige Laien als seine „innigst geliebten Brüder und Mitarbeiter“ anspricht. Hier ist nicht der Ort, auf Grund der Ersten Session des Konzils und mancher bekanntgewordener Vorbereitungen darüber nachzusinnen, was wir von der Zweiten Session zu erwarten haben. Wichtig ist, sich dessen bewußt zu werden, daß in den Entscheidungen eines Ökumenischen Konzils der Heilige Geist durch das außerordentliche Lehramt der Kirche spricht, und damit werden alle Ausflüchte hinfällig. Es heißt dann: auf die Stimme Gottes in der Kirche hören und ihr folgen. Es sollte also dafür gebetet werden, daß wir eben dies beherzigen.

3. Das andere, was an der Formulierung der Gebetsmeinung auffällt, ist ein ganz neuer Zug, den wir an dem verstorbenen Papst nicht so recht wahrgenommen haben; denn es schien, daß er in seinen vielen Äußerungen sehr wohl zwischen der Hierarchie und den Priestern auf der einen und den zum Folgen verpflichteten Laien auf der anderen Seite unterschieden hat, und ursprünglich waren auch kompetente Laien als Konsultoren von Konzilskommissionen gar nicht vorgesehen. Nun werden hier für die Annahme wie für die Durchführung der Konzilsbeschlüsse Priester und Laien zusammen genannt und doch wohl auch zusammengebunden. Wir wollen nicht den Wortlaut der Gebetsmeinung pressen und keine bestimmten Modalitäten herauslesen, die sich der Papst gedacht haben könnte. Aber daran darf wohl nicht gezweifelt werden — zumal nicht nach den oben zitierten Gedanken von Papst Paul VI. —, daß die Priester gemeinsam mit den zur Mitarbeit bereiten und fähigen Laien die Erneuerung der Kirche nach den Normen des Konzils betreiben als eine Sache, die alle angeht und auf die, was nie vergessen werden darf, die ganze ökumenische Christenheit schauen wird.

Wir wissen, daß für Papst Johannes XXIII. diese ökumenische Rücksicht und Verantwortung ein maßgebender

Gesichtspunkt der von ihm gewünschten Erneuerung der Kirche war. Darum wird es für die Glaubwürdigkeit der Kirche von erheblicher Bedeutung sein, nicht nur *was* das Konzil entscheidet, sondern auch *wie* seine Entscheidungen von den Gemeinden angenommen und durchgeführt werden. Der Wortlaut der Gebetsmeinung gebraucht hier das Wörtchen „bereitwillig“, und sicher nicht ohne Grund. Diese Bereitwilligkeit kann ein ziemlich phantasieloses Folgen sein, das im Grunde die innere Passivität nicht überwindet. Dann wirkt sie wenig einladend auf die anderen Christen, über die wahre Katholizität der römisch-katholischen Kirche nachzudenken. Die vom Papst erwartete Bereitwilligkeit kann aber auch die Entfaltung aller bisher zurückgehaltenen oder unentwickelten Initiativen der Gläubigen bedeuten, und nicht nur der sogenannten Traditions Katholiken, die am wenigsten einer Erneuerung der Kirche Verständnis entgegenbringen dürften. In diesem Falle würde sich das neue Leben, das wir auf dem Konzil unter den Bischöfen mit Freude wahrgenommen haben, den Gemeinden mitteilen, und das Konzil würde die Fortsetzung finden, die zu einer wirksamen Erneuerung gehört. Denn ein Ökumenisches Konzil kann nur sehr allgemeine Richtlinien und Weisungen geben, das meiste bleibt hernach den einzelnen Kirchen, Diözesen und Pfarrgemeinden überlassen. Das bereitwillige Annehmen und Durchführen der Beschlüsse des Konzils besagt sicherlich keine bloße Folgsamkeit und Gesetzmäßigkeit, sondern eine Verwirklichung der Leitgedanken in aller Freiheit und gemäß den Möglichkeiten, die sich aus den besonderen Verhältnissen der einzelnen Kirchen ergeben. Wenn das Konzil seine Arbeiten beendet hat, beginnt jedenfalls die Arbeit für uns, und darauf sollen wir uns, mit dem Advent vor Augen, diesmal gründlich vorbereiten. Vielleicht sollten manche auch den Vorsatz fassen, nicht ungeduldig zu werden, wenn das Zweite Vatikanische Konzil nicht allen Wünschen heute schon entsprechen konnte.

**Um die Ausbreitung des Glaubens in Ozeanien. Missionsgebetsmeinung für November 1963**

Zum drittenmal innerhalb der vergangenen zwölf Jahre fordert uns der Heilige Vater auf, der Glaubensverkündigung und der Nöte der Mission in jenen unübersehbaren Regionen zu gedenken, die wir mit dem Begriff Ozeanien vage genug umschreiben. Gleich nun, ob die Gläubigen mit dieser schillernden Bezeichnung eine konkrete Vorstellung verbinden oder sich nur einbilden, eine solche zu besitzen, oder aber sich gestehen müssen, fast nichts von diesem Winkel der Welt zu wissen — die Versuchung liegt nahe, zu fragen, warum soll gerade jetzt für dieses Missionsfeld gebetet werden? Gibt es nicht wichtigere Bastionen der Kirche durch das Gebet zu stützen und auszubauen, etwa in Afrika Angola oder die von zahllosen Schwierigkeiten umstellte Kirche Algeriens oder in Asien die notvolle Lage der Katholiken auf Ceylon, in Burma, zu schweigen von jenen Missionsfeldern, über die sich seit Jahr und Tag die Faust der Verfolger legt? Die Liste ließe sich leicht verlängern, vor allem wenn man die Lage der Kirche in vielen südamerikanischen Ländern mit einbezüge. Überall steht — menschlich gesehen — mehr auf dem Spiel für die Kirche, überall sind die Verluste schwerer und die Gefährdungen größer als gerade in Ozeanien.

Wer so denkt, und es liegt nahe, so zu denken, denkt menschlich. Prioritäten, Schwerpunktbildungen, rationeller

Einsatz der Kräfte, Koordinierungen und auch Ablassen von Aufgaben, weil sie erfüllt sind, gibt es selbstverständlich auch in der Kirche (und zuweilen ist man versucht zu wünschen, nüchterner Einblick in die Lage und die daraus zu ziehenden Konsequenzen wären noch stärker entwickelt und noch weiter verbreitet). Aber nicht da, wo es um Seelen geht! Denn jede Seele steht in ihrer Einmaligkeit vor Gott, und jede ist von ihm berufen zur vollen Gliedschaft in dem fortlebenden Christus, der die Kirche ist. Daher kennt das Werk der Glaubensverkündigung und -ausbreitung im strikten Sinne keine Prioritäten, etwa in dem Sinne: erst die Weißen, dann die Schwarzen, und hat sie in der Geschichte der Kirche nie gekannt. Sondern immer dann, wenn menschlicher Forscher- oder auch Abenteuerdrang neue Länder und Völker entdeckte, machte sich alsbald eine Schar von Glaubenspionieren auf den Weg, um allen Unbilden, Widerwärtigkeiten und Gefahren zum Trotz den Menschen dort Jesus Christus, das Geheimnis seiner Menschwerdung, seines Todes und seiner Auferstehung, zu verkünden und sie zu taufen. Für den Christen von heute, der ja — wie die meisten Zeitgenossen — in Kategorien von Leistung, Erfolg und aufgewendeten Mitteln denkt, bedeutet der Aufruf, für die Glaubensverbreitung in Ozeanien zu beten, eine Zumutung an sein Denken. Und das ist gut so. Macht er ihm doch wieder einmal bewußt, daß die Kirche nicht den Gesetzen menschlicher Institutionen folgen darf und kann, weil sie keine menschliche Institution ist. Sie hat nur dem Herrenwort zu folgen: Gehet hin in alle Welt . . .

#### *Eine vergessene Welt*

Über das Missionsfeld Ozeanien ist, verglichen mit anderen Missionsfeldern, wenig Aktuelles zu berichten. Das mag mit ein Grund sein, weshalb in der kirchlichen Presse, auch in den Informationsdiensten der Propaganda Fide, die Nachrichten über Ozeanien nur spärlich fließen. Vergleicht man etwa die im Juli 1957 veröffentlichten Daten und Angaben der römischen Zentrale des Gebetsapostolates mit jenen für diese Gebetsmeinung, so sind wesentliche Änderungen im Gefüge der Kirche Ozeaniens nicht festzustellen. Der Grund für diese scheinbare Statik in dem pazifischen Raum liegt wohl einmal darin, daß dieser Raum — bis heute wenigstens — außerhalb der weltpolitischen Konstellation liegt und daß er aller Wahrscheinlichkeit nach in absehbarer Zeit auch nicht unter den Druck und Gegendruck zweier Weltmächte geraten wird, die Entwicklungen auslösen könnten. Letzteres ist aber nur eine Annahme, denn Ozeanien war in den letzten zwanzig Jahren schon einmal — wenn auch nur für kurze Zeit — der Schauplatz einer wahrhaft gigantischen Auseinandersetzung zweier Weltmächte, nämlich Japans und der USA im zweiten Weltkrieg, und diese Auseinandersetzung hat tiefe Spuren in den Menschen dieser Region hinterlassen. Mit diesem Hinweis wird nicht etwa auf die politischen und sozialen Veränderungen in Indonesien, den Malayen, auf den Philippinen oder den großen von britischem Geist bestimmten Inseln Australien und Neuseeland angespielt, für die alle der pazifische Krieg beträchtliche langfristige Auswirkungen hatte; auch nicht auf Neuguinea, dessen Zukunft nach dem Abzug der niederländischen Kolonialmacht — wenigstens im Westteil der Insel — recht dunkel ist (alle diese Länder und Inseln werden ja zuweilen unter dem Begriff Ozeanien mit angeführt). Sondern er gilt insbesondere für das Ozeanien im engeren Sinne, wie es auch die Gebetsmeinung verstanden wissen will: die drei gro-

ßen Inselgruppen Melanesien (Bismarckarchipel, Neu-Kaledonien, Neue Hebriden, Nordsalomonen, Südsalomonen), Mikronesien (Karolinen und Marshallinseln, Gilbert-Inseln, Marianen [Guam]) und Polynesien (Samoa-Inseln, Cook-Inseln, Fidschi-Inseln, Marchesas-Inseln, Tahiti-Inseln, Tonga-Inseln, Wallis und Futuna). Es sind das insgesamt einige zehntausend Inseln, die in die riesigen Weiten des Pazifiks versprengt sind und die — wie wir vor sechs Jahren schrieben (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 413) — in einem Viereck liegen, dessen Ecken (vergleichsweise auf einen uns näher gelegenen Raum übertragen) Halifax (Kanada), Moskau, Mauretanien und das Rote Meer bilden.

#### *Die Begegnung mit dem Westen*

In diesem Raum mit 30 Millionen qkm Wasserfläche wohnen etwas mehr als eine Million Menschen auf 110 000 qkm Land (das sind 0,37 % des Gesamtraumes). Die Inseln haben alle ihre Geschichte und die dort wohnenden Völkerstämme — es sind ihrer sehr viele — ihre Traditionen. In den meisten Fällen können wir sie nicht über die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen. Wir wissen daher auch nicht, welche seelischen Veränderungen der Kontakt mit der westlichen Herrenschaft seit Beginn des 19. Jahrhunderts bei diesen Völkern hervorgerufen hat. Der Kontakt war niemals groß und beschränkte sich meistens auf die Küstenstreifen. Daher ist anzunehmen, daß die Auswirkungen dieser Begegnung nicht allzu tiefgreifend waren. Noch heute gibt es eine Anzahl Inseln, die unseres Wissens kaum erforscht sind (Neue Hebriden). Ihre Erforschung wird zum Teil intensiv betrieben (Samoa), zumal da man weiß, daß es sich zum Teil um hochentwickelte Alt-Kulturen handelt (Ruinen- und Gräberfelder auf Malden, Sydney, Hull, Christmas, Funning). Kulturosoziologisch betrachtet, sind auf den Inseln alle gesellschaftlichen Entwicklungsstufen vertreten, angefangen von der jüngeren Steinzeit bis zur Eisenzeit. Kopfjägerei und Kannibalismus waren noch in den zwanziger Jahren anzutreffen. Den großen Schock erlebte diese von der modernen Zeit ausgeschlossene Welt im zweiten Weltkrieg. Jan Romein hat in seinem Buch „Das Jahrhundert Asiens“ die einzelnen Phasen dieses Vorganges skizziert. Von Dezember 1941 bis März 1942 breiteten die Japaner ihren Einflußbereich über alle Inseln innerhalb der Linie Guadalcanar—Funafuli—Wake aus. In den anschließenden Monaten folgten weitere Vorstöße in Richtung Hawaii und Alaska, die freilich ergebnislos blieben. Dann kam nach der Schlacht bei Midway (westlich von Hawaii) vom 3.—5. Juni 1942 der amerikanische Gegenschlag in Gestalt schrecklicher Feuerwalzen, von Südosten her über Neuguinea und die benachbarten Inselgruppen die Verbände General MacArthurs, von Osten her (Hawaii) in Richtung Westen die Geschwader General Nimitz'. Bombardement und Massaker dauerten mehr als zwei Jahre (am schlimmsten auf den Gilbert-Inseln, Marschall-Inseln, Marianen und Saipan). Welche Spuren haben diese Ereignisse bei den Einheimischen hinterlassen? Die Frage ist nach dem Kriege oft in den USA gestellt worden, sie konnte bis heute nicht beantwortet werden. Sicher scheint nur soviel: Wenn ein Mensch, der bislang seinen Lebensunterhalt in primitivster Weise mit Speer und Bogen sich beschafft, der sich im Einbaum von Atoll zu Atoll bewegt, fast über Nacht auf einen Jeep gesetzt wird, an einer Flugzeugpiste Dienste zu leisten hat und seine Nahrung aus Konservenbüchsen zu sich nimmt, dann muß er daran

zweifeln, ob er noch er selbst ist. Der Schock, der ihm auf diese Weise widerfahren ist, wird lange vorhalten, auch wenn das Lächeln und die alte Freundlichkeit, für die die Menschen Ozeaniens stets bekannt waren, sich bald wieder einstellt.

### *Zunehmende Unruhe*

Das war die Situation in Ozeanien nach dem Kriege. Zu diesen seelischen Störungen kamen die politischen Folgen des Krieges: die Neuaufteilung der Inseln unter die Kolonial- und Mandatarmächte und der Zuzug vom asiatischen Festland. Es waren vor allem Inder (Fidschi-Inseln) und Chinesen (Französisch-Polynesien), die hier eine neue Heimat suchten. Sie brachten ihren Glauben, ihre Kultur und ihre gesellschaftlichen Vorstellungen mit, und da sie den Einheimischen in vieler Hinsicht überlegen sind, sehen sie keinen Grund zur Aufgabe ihres Erbes. Sie infizierten aber auch die Inselbewohner mit den Gedanken der politischen Unabhängigkeit und der Skepsis gegenüber allem, was aus der westlichen Welt kommt. Die seitdem entwickelten sog. Cargo-Kulte, synkretistische Kulte aus einheimischen und fremden Religionen (vgl. für Neuguinea Herder-Korrespondenz 16. Jhg., S. 358), etwa „Marching Rule“ auf den britischen Salomonen oder „Jonfrum“, „Amok“ und „Große Nambas“ auf den Neuen Hebriden, haben auch ihre politischen Auswirkungen. So vermochte z. B. Marching Rule auf den Salomonen die von dem Britischen Hohen Kommissar angeordnete Volkszählung erfolgreich zu boykottieren.

Die untergründige Unruhe in dieser scheinbar so friedlichen Welt (die jedoch niemals westlichen Klischeevorstellungen entsprach) hat noch einen weiteren Grund in den zunehmenden Binnen- und Außenwanderungen der Bevölkerung. Schon im 19. Jahrhundert waren Verschiffungen ganzer Dörfer und Inseln im Zuge von Kontraktarbeit, dem sog. „Black Birding“, nichts Seltenes. Heute sind derartige Zwangsverschickungen nicht mehr üblich. Dafür hat die erfolgreiche Gesundheitspolitik der Kolonial- und Mandatarmächte, vor allem gegen Masern und Typhus, aber auch im Kampfe gegen die Säuglingssterblichkeit, die seit einigen Jahren auf den englischsprechenden Inseln nicht mehr höher liegt als in den europäischen Ländern, eine Überbevölkerung einzelner Inselgruppen zur Folge gehabt. Man versucht ihr durch Umsiedlung zu begegnen, und zwar innerhalb der gesamten pazifischen Inselräume. So wandern heute Bewohner der Gilbert- und Ellice-Inseln nach den britischen Salomonen aus, die Samoaner nach Hawaii und Bewohner der Cook-Inseln nach Neuseeland.

### *Die Lage der Kirche*

Die anhaltende Mobilität in Verbindung mit dem Einsickern fremder, aus Asien stammender Menschen und den schweren geistigen Einbrüchen, die die Erfahrung des Krieges für die Bewohner Ozeaniens bedeutete, erschweren naturgemäß die Ausbreitung des Glaubens und eine ruhige, fruchtbare Missionsarbeit auf den Inseln. Die Ausgangslage der Mission war hier sowieso nie günstig: Riesenentfernungen und chronischer Mangel an Glaubensboten bestimmten sie. Die Fidschi-Inseln z. B. zählen 320 Inseln, von denen nur 110 bewohnt sind. Jedoch wohnen auch auf den restlichen 200 Inseln kleine Gruppen von Menschen, die zum Glauben zu führen sind. Der Missionar muß sie suchen, auch wenn er dabei wochen- und monatelang unterwegs ist: die Inseln der Fidschi verteilen sich über

200 000 qkm Wasserfläche. Es ist schon viel, wenn der Missionar zweimal im Jahr bei solchen Inselbewohnern Gottesdienst halten kann. Insgesamt arbeiten zur Zeit 372 Missionare in diesem weiten Raum, von denen nur 43 autodithon sind. Eine in mehreren regionalen Schwerpunkten zentralisierte Priesterausbildung einheimischer Priester findet ihre Grenzen an der Vielfalt von Rassen und Sprachen. Ozeanien wird daher für lange Zeit auf die Hilfe ausländischer Missionare angewiesen bleiben. Dies hat aber wieder zur Folge, daß der Glaube bei den Gläubigen nur langsam wirklich einwurzelt. Keine einzige einheimische Kirche Ozeaniens besitzt eine eigene Hierarchie, die drei Inselgruppen werden von 15 Apostolischen Vikaren betreut (fünf in Melanesien, drei in Mikronesien und sieben in Polynesien). Trotz der genannten Schwierigkeiten hat die Missionsarbeit verhältnismäßig reiche Frucht getragen: in Melanesien sind von 410 000 Einwohnern 185 000 Katholiken (bei 144 Priestern); in Mikronesien von 150 000 Einwohnern 93 000 Katholiken (78); in Polynesien von mehr als 500 000 Bewohnern ca. 90 000 Katholiken (150). Die protestantischen Kirchen, Denominationen und Sekten zählen unter den 1 060 000 Ozeaniern mehr als 500 000 Anhänger.

Die Zusammenarbeit der westlichen Missionare unterschiedlicher Bekenntnisse war lange Zeit in Ozeanien nicht gut. Sie war ein schweres Ärgernis sowohl für viele Christen wie auch für die einheimischen Nichtchristen. Denn es fehlte nicht nur an Zusammenarbeit, es bestand offener konfessioneller Hader (vgl. Herder-Korrespondenz 11. Jhg., S. 415). Die Gegensätze zwischen den Konfessionen sind in Ozeanien fast so alt wie die Geschichte der Inseln seit ihrer Entdeckung und Inbesitznahme durch die westlichen Staaten. Auf den von angelsächsischen Ländern beherrschten Inseln missionieren Anglikaner, Presbyterianer, Kongregationalisten, Methodisten, Mormonen und Adventisten, auf dem französischen Tahiti französische Reformierte. Sperrvorschriften für viele nachkommende Glaubensboten waren nichts Ungewöhnliches. Das Bulletin der römischen Zentrale für das Gebetsapostolat bemerkt ausdrücklich, daß sich bei sachlicher Beurteilung dieser Rivalitäten und Positionskämpfe katholische und protestantische Missionare gegenseitig nichts vorzuwerfen haben. Beide haben ihre Schuld.

Es scheint nun, daß im Zuge des weltweiten ökumenischen Sich-gegenseitig-Entdeckens die alte Rivalität am Abklingen ist. Katholische und protestantische Missionare Ozeaniens erkennen immer mehr, daß nur ein Zusammengehen in all den Bereichen, wo eine Zusammenarbeit möglich ist — und das sind viele, vor allem auf sozialem Felde —, der seelischen, geistigen und materiellen Not der Inselbewohner abhelfen kann. Das ist ein großer Fortschritt. Aber er genügt noch nicht. Der Geist der Offenheit und des Verständnisses für die Arbeit der anderen und die gegenseitige Anerkennung für die geleistete Arbeit — sowohl katholische wie protestantische Missionare haben Großes in Ozeanien vollbracht, und beide haben ihre Blutzeugen — darf nicht auf die Glaubensboten beschränkt bleiben. Er muß auch die Herzen der Bekehrten ergreifen. Sonst kann kein fruchtbarer dauerhafter Friede werden. Es darf also nicht so bleiben, wie das Bulletin der römischen Zentrale für das Gebetsapostolat schreibt, daß, jemeher die Verständigungsbereitschaft zwischen den Glaubensboten der verschiedenen Konfessionen wächst, der alte Antagonismus zwischen Katholisch und Protestantisch sich um so tiefer in die Herzen der einheimischen Christen

einzugraben droht. Aus der Befangenheit eines durch Emotionen beschränkten Blickes findet im allgemeinen niemand selbst heraus: Ihm muß behutsam helfen, wer das Größere und Ganze sieht, und zwar mit den Mitteln, die allein geeignet sind, den unheilvollen Sektarismus wirksam zu überwinden. Das ist das Gebet. Wenn es auch zunächst selbstverständlich ist, daß wir um die Ausbreitung des Glaubens in Ozeanien beten, wie ihn die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche lehrt, so bleibt es uns nicht weniger aufgegeben, darum zu beten, daß die lange Zeit von Katholiken und Protestanten gestörte Eintracht unter den christlichen Glaubensbrüdern in Ozeanien endgültig überwunden, neu befestigt und strahlkräftig werde für alle jene, die sich nach dem Frieden Christi sehnen.

## Meldungen aus der katholischen Welt

### *Aus dem deutschen Sprachgebiet*

**Internationaler  
Kongreß  
„Pro Mundi Vita“  
in Essen**

Vom 3. bis 5. September 1963 fand in Essen als erste Frucht einer vorausschauenden Privatinitiative ein internationaler Kongreß von Bischöfen, Seelsorgspriestern, Ordensleuten und Laien beiderlei Geschlechts statt, der etwa 200 Personen aus 27 verschiedenen Ländern in Beratungen über Möglichkeiten und Aufgaben missionarischer Strategie vereinigte. Bereits im Jahre 1958 hatte der holländische Franziskaner P. Montanus Versteeg, dem die religionssoziologische Forschung entscheidende Antriebe verdankt, die Notwendigkeit erkannt, eine systematische Antwort auf die päpstliche Missionszyklika *Fidei donum* zu finden. Eine Studienreise durch verschiedene Gebiete Afrikas hatte ihm Einsatzmöglichkeiten an besonderen Schwerpunkten gezeigt, so daß er nach seiner Heimkehr in kurzer Zeit etwa zehn Neugründungen anregen und vermitteln konnte, die nicht nur in den Missionsgebieten fruchtbar tätig wurden, sondern rückwirkend auch die eigenen Institute neu belebten. Daraus entstand ein weltkirchlich konzipierter Plan, dem das Motto des Münchener Eucharistischen Weltkongresses „Pro Mundi Vita“ zum Leitmotiv dienen sollte. Die politischen Krisen im Gefolge der Unabhängigkeitsbewegungen in Afrika einerseits und die immer dringlicheren Notrufe aus Lateinamerika andererseits ließen bald dieses neue Notgebiet in den Vordergrund treten. Ohne die weltmissionarischen Perspektiven aufzugeben, fand P. Versteeg vor allem durch die Begegnung mit dem Generalsekretär der Religiosenkonferenz Brasiliens, dem Redemptoristenpater Dr. Tiago Cloin, in Lateinamerika einen erfolgversprechenden Ansatzpunkt für seine weitere Arbeit, die er von seinem Büro in Tilburg aus leitete. „Pro Mundi Vita“ zeichnete sich immer deutlicher als eine Umschlagstelle von Informationen und als ein Vermittlungsdienst ab, der sich auf die umfangreichen religionssoziologischen Untersuchungen der FERES über Lateinamerika stützen und in die sorgfältig erarbeiteten Pastoralpläne besonders der brasilianischen Bischöfe einordnen konnte.

Nach einer Anlaufzeit von mehreren Jahren schien der Zeitpunkt gekommen, mit diesem Programm vor eine größere kirchliche Öffentlichkeit zu treten. Nicht zuletzt wegen der Vordringlichkeit Lateinamerikas wurde als Tagungsort die Stadt Essen gewählt, deren Bischof Vorsitzender der Bischöflichen Kommission für Lateinamerika

(Adveniat) ist. Der so zahlreiche Besuch des vor allem durch die Holländer ausgezeichnet vorbereiteten Kongresses bewies, daß die schon in der Praxis grundsätzlich bewährte Idee spontan einen weiten Widerhall zu finden geeignet war. Es zeigt sich eben auch auf dem Gebiet der innerkirchlichen Entwicklungshilfe, wie sehr es dabei der sorgfältige Koordinierung auf Grund exakter Information ankommt. Das Gesamtthema wurde hier freilich eingeschränkt auf Erwägungen über „Die Not der Kirche und die Ordensleute“.

Eine theologische Grundlegung bot J. Hamer OP aus dem römischen Ordensgeneralat, in der er zeigte, wie sehr gerade die Ordensleute als Kommunitäten auf Universalität und damit auf gesamtkirchliche Wirkung ausgerichtet sind, allerdings in der je ordensspezifischen Weise, die dem Seelsorgsklerus ergänzend zur Seite tritt. Abbé F. Houtart, Direktor des Centre de Recherches socio-religieuses in Brüssel, sprach über die „Aufgabe der Kirche hinsichtlich des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Strukturwandels in den Notgebieten der Kirche“, wobei er besonders auf die „Prae-Evangelisation“ einging, durch die sich die Kirche in den Notgebieten als Zeichen der Liebe ausweist. Linus Grond OFM, Generalsekretär der FERES in Fribourg, bot eine sehr interessante „Bestandsaufnahme der Notgebiete“ und einen „Überblick über die Ordensleute in der Welt“. Hier wurde mit klaren soziologischen Begriffen gearbeitet und deutlich von Prioritäten gesprochen — ein doppelter Anlaß, den Kongreß in eine gewisse Spannung zu versetzen, deren definitive Lösung einstweilen noch aussteht. Grund unterschied verschiedene Formen struktureller Schwäche, etwa in Minoritätskirchen und in der Diasporasituation ohne katholisches Hinterland oder in den eigentlichen Missionskirchen, besonders bei großer Anzahl von Taufbewerbern und zu geringen missionarischen Kräften, und schließlich in Lateinamerika, wo eine eigentümliche Verkettung von Umständen einen großen und demographisch sprunghaft wachsenden Teil der katholischen Christenheit lebensgefährlich bedroht. Für die meisten der genannten Gebiete bot der Redner eindrucksvolle statistische Übersichten zum Verhältnis von Priestern und Ordensleuten zur Seelenzahl.

Tiago Cloin CSSR, Generalsekretär der brasilianischen Religiosenkonferenz, einer der Väter von „Pro Mundi Vita“, umriß auf Grund von Erfahrungen die Bedingungen, unter denen in kirchlichen Notgebieten Hilfe von außen am besten wirksam wird, und versuchte, die Kriterien für eine solche Hilfe eindeutig aufzustellen. In diesem Zusammenhang nannte er drei Voraussetzungen für eine solche Vorrangstellung: a) der extensive und intensive Umfang des kirchlichen Notstandsgebietes; b) das bevölkerungsstatistische und soziale Gewicht des Gebietes für die religiöse Entwicklung eines ganzen Landes, eines ganzen Kontinentes oder selbst der Gesamtkirche; c) das Bestehen von Voraussetzungen für eine fruchtbare Hilfe, vor allem ein Pastoralplan und gewisse organisierte Bestandsdienste für die ausländischen Hilfskräfte. Aus diesen Erwägungen ergab sich, daß Brasilien, und vor allem der Nordosten dieses Landes, alle diese Bedingungen für die Vordringlichkeit in hohem Maße erfülle. Msgr. Jadot, Direktor der päpstlichen Missionswerke in Brüssel, berichtete seinerseits über die Pastoralpläne im Kongo und in Ruanda-Burundi, und Msgr. Illich, Direktor des „Center of Intercultural Formation (CIF)“ in Cuernavaca, Mexiko, lenkte noch einmal die Aufmerksamkeit auf Lateinamerika und die besonderen Bedingungen und Mög-